

Erwiderung zu der Besprechung meiner Arbeit „Die mittelpaläolithischen Funde im westlichen Mitteleuropa“ durch G. Freund*

von Gerhard Bosinski, Köln

Im Januar 1970 erhielt ich einen Durchschlag des Manuskriptes der oben genannten Besprechung von G. Freund zugeschickt. Daraus hat sich ein Briefwechsel entwickelt, und ich habe gerne das Angebot akzeptiert, eine Erwiderung zu schreiben.

Eine kritische und gründliche Besprechung nutzt dem Fortgang der Dinge sicher mehr als eine allgemein und freundlich gehaltene Rezension. Zu dem Vorwurf, daß ich zu unerfahren ein zu großes Material in einem zu großen Raum bearbeitet habe, kann ich naturgemäß nichts sagen – außer daß ich selbst im Rahmen der gesteckten Ziele diesen Eindruck nicht hatte und auch heute nicht habe. Die Weiträumigkeit in Raum und Zeit hatte zweifellos auch ihre Vorteile, da Differenzierungen in dem Material sichtbar wurden, wie sie bei einer lokaleren Arbeit nicht unbedingt erkannt werden. Es scheint aber im einleitenden Teil der Besprechung ein Mißverständnis über das Anliegen der Arbeit zu geben. „Hauptanliegen der Arbeit ist eine möglichst vollständige Erfassung des vorhandenen Materials“, habe ich in der Einleitung geschrieben, und diese Bestandsaufnahme des sich rasch vermehrenden Fundstoffs, dessen Übersicht uns aus den Händen zu gleiten droht, halte ich für den wichtigsten Teil der Publikation. In diesem Teil der Besprechung gibt es einige Passagen, die von „mehr scheinen als sein“ handeln, und mit denen ich nicht recht einverstanden bin. Wenn vom „westlichen Mitteleuropa“ und nicht von „Bundesrepublik Deutschland“ gesprochen wird, dann einmal, weil ich zur Abrundung des Siedlungsraumes zwischen Alpen und Nordsee auf die Funde aus Ost-Holland, dem Elsaß und dem Kanton Baselland nicht verzichten wollte, zum anderen aber auch, weil eine gegenwärtige politische Einheit dem paläolithischen Fundstoff sicher weniger adäquat ist als ein geographischer Raum. Durch die Nennung der nun einmal vorhandenen 318 Fundplätze und ihre Eintragung auf Karten beeindrucken zu wollen, lag mir in der Tat fern. Natürlich gibt es leider nur eine begrenzte Zahl umfangreicher und deswegen besonders wichtiger Komplexe. Kleinere Inventare und Einzelfunde waren aber auch zu erfassen, und wenn es, bedingt durch intensive Geländearbeit, z. B. in den Kreisen Fritzlar, Ziegenhain und Gießen auf engem Raum eine große Zahl von Fundplätzen gibt, so ist das nur ein Vorgeschmack dessen, wie unsere Verbreitungskarten bei einer besseren Erforschung des Gesamtgebietes einmal aussehen werden. Ob es in diesem Zusammenhang glücklich war, verschiedene Fundschichten in einer Höhle mit getrennten Nummern zu versehen, mag dahingestellt sein. Zur Bezugnahme auf diese ja unterschiedlichen Siedlungsvorgängen verdankten Einzelschichten war eine derartige Numerierung in jedem Fall nützlich.

Der Text der Auswertung ist bewußt kurz gehalten. Wenn in ihm die französischen Funde mit Zahlenangaben abgehandelt werden, so deshalb, weil es zu ihnen keine Katalogangaben gibt. Bei den Funden des Arbeitsgebiets glaubte ich, im Text auf detaillierte Zahlenangaben weitgehend verzichten zu können, weil zu jedem Fundplatz ein Katalog vorhanden ist. Im übrigen stehe ich der südfranzösischen Materialfülle hilfloser gegenüber, als es der Text der Besprechung entnehmen läßt, und habe mich deshalb nur auf solche Komplexe bezogen, die ich durcharbeiten konnte.

Ein großer Nachteil, den ich selbst am meisten empfinde und der auch in der Besprechung angesprochen wird, ist die mangelnde Kenntnis des ostmitteleuropäischen und osteuropäischen Fundstoffes, den ich nur

* Quartär 20, 1969, 238–242.

nach der Literatur erarbeiten konnte. Allerdings hatte ich in der Zwischenzeit Gelegenheit, in der DDR, in Ungarn und in der Tschechoslowakei einige Inventare zu studieren, die meine Blickrichtung – es handelt sich ja vor allem um die Entwicklung von Komplexen mit beidflächiger Flächenbearbeitung, die, vom Acheuléen unabhängig, als Micoquien bezeichnet wurden – eigentlich bestätigen. Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang die neuen, von K. Valoch ergrabenen Kulnafunde (u. a. Vorbericht in *Quartär* 20, 1969, S. 1–45), die eine wichtige, bisher fehlende Brücke schlagen zwischen der Gudenushöhle, den Vorkommen des Krakauer Höhlengebiets und den osteuropäischen Funden.

Die Frage nach Wesen und Datierung des Jungacheuléen ist gegenwärtig eines der wichtigsten ungeklärten Probleme des Mittelpaläolithikums. Allerdings sind die vorhandenen Argumente so oft gedreht und gewendet worden, daß es aussichtslos erscheint, ohne neue Grabungsergebnisse hier weiterzukommen. Formenkundlich entspricht sich das Material (ich möchte mich jetzt nur auf die umfangreicheren Inventare beziehen; es ist sicher so, daß die Zuordnung der Einzelfunde unsicherer ist). In Lebenstedt, Markkleeberg, Rethen und Döhren kommen dieselben Formen vor und – vorbehaltlich der ungleichartigen Erfassung der Plätze – auch die Anteile der Einzelformen sind etwa gleich. Geochronologisch wird ein Teil der Funde in die Rißeiszeit, ein anderer in die frühe Würmeiszeit datiert. Da aber keine formenkundlichen Unterschiede zu entdecken sind, meine ich, daß diese Funde einheitlich entweder in die Rißeiszeit oder ins Würm gehören sollten. Eine so lange Zeitspanne wie das Eem, das sonst zwischen den einzelnen Fundstellen läge, müßte sich doch im Inventar irgendwie niederschlagen.

Der Inventartyp Balve IV, der ein Ausläufer des „Moustérien à lames“ und letztlich des spätmittelpaläolithischen „Levallois- Moustérien“ ist, ist in Mitteleuropa nach allem, was wir bisher wissen, auf den westlichsten (Achenheim) und vor allem nordwestlichen (Balve IV, Rheindahlen - Patina Komplex, oberste Fundschicht von Buhlen) Teil beschränkt. Aus Süddeutschland sind entsprechende Funde bisher nicht bekannt, und ich habe angenommen, daß die dort spätmittelpaläolithischen Blattspitzenkomplexe („Altmühlgruppe“) zeitgleich mit dem Inventartyp Balve IV seien. Es ist also nicht verwunderlich, wenn das Inventar aus Schicht E 3 der Sesselfelsgrotte nicht dem Inventartyp Balve IV entspricht. Wenn allerdings gesagt wird, daß die Funde der (mehrfach unterteilten) Schicht G der Sesselfelsgrotte sich überhaupt nicht in die in meiner Arbeit beschriebenen Formengruppen einordnen ließen, so möchte ich darauf hinweisen, daß Faustkeilblätter, wie sie aus dieser Schicht der Sesselfelsgrotte abgebildet werden (*Quartär* 19, 1968, Bild 1, 2; S. 142–143), nur im Micoquien vorkommen. Das Stück Bild 1 ; 2 zeigt sogar die charakteristische, wechselseitig-gleichgerichtete Bearbeitungstechnik des Micoquien, und die ebenfalls abgebildeten beidflächig retuschierten Schaber sind eigentlich nur im Micoquien üblich. Auf der anderen Seite ist doch bei der bisher nur ungenügenden Funddichte nur zu erwarten, daß neue Grabungen bisher unbekannte Komplexe erbringen. Dies schon deshalb, weil, die vermutliche Dauer des Mittelpaläolithikums durch die Zahl der bekannten Funde geteilt, auch nicht zwei Fundplätze gleichzeitig zu sein brauchen. Deshalb habe ich als kleinere Einheiten die „Inventartypen“ aufgestellt, unter denen nichts weiter zu verstehen ist als eine Zusammenfassung jeweils ähnlicher Inventare mit Benennung nach dem besten Vorkommen. Diese Inventartypen sind in jedem Fall variabel zu handhaben, und ihre Zahl wird sich mit der Vermehrung des Materials vergrößern müssen. Bei Grabungen in Buhlen haben wir z. B. einen Micoquienhorizont erfaßt, der durch ein spezielles Typenspektrum und eine Variante der Bearbeitungstechnik (Schneidenschläge) gekennzeichnet ist (*Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte* 53, 1969, S. 59–74). Dieser Horizont ist ein neuer, bei uns bisher nicht bekannter Inventartyp. Oder in Rheindahlen-Westwand haben wir einen Komplex mit vielen Klingen und einer speziellen, perlartigen Art der Kantenretuschierung gefunden, zu dem im mitteleuropäischen Material bisher überhaupt keine Parallelen bekannt sind (*Bonner Jahrbücher* 166, 1966, S. 318–343). Vielleicht liegt auch in Schicht G der Sesselfelsgrotte ein spezieller, bisher nicht bekannter Inventartyp vor, der besonders durch Kleinformen (*Quartär* 19, 1968, Bild 4–5; S. 145–146) gekennzeichnet ist. Allerdings erinnern die abgebildeten Stücke, die ich nicht im Original

kenne, stark an die Kleinformen der Balver Höhle. Es sind dort kleine, relativ dicke Stücke mit steiler, manchmal alternierender Kantenretusche, in der rezensierten Arbeit als „Typ Balve“ (Taf. XV, 12) bezeichnet. Diese Stücke waren ein wichtiger Bestandteil von J. Andrees „Balver Stufe“. In der Balver Höhle ist ihr Artefaktcharakter unsicher. Etwas anderes ist es mit flachen kleinen Artefakten mit umlaufend perlretuschierter Kante (Typ Heidenschmiede; Taf. XV, 11), wie sie z. B. aus der Heidenschmiede (dort von E. Peters als mesolithisch ausgesondert: Fundber. aus Schwaben, N. F. 6, 1931, Taf. 25, 29–33) oder von Schambach (in meiner Arbeit Taf. 87, 4; 90, 4; 91, 2) vorliegen und bei denen es sich um sichere Artefakte handelt.

In der Besprechung wird auf die mangelnde Berücksichtigung der Geologie hingewiesen. Ich verfolge die geologische Literatur, meine allerdings, daß der Archäologe die geologischen Gegebenheiten stets nur referieren kann und nicht versuchen darf, sich etwas Passendes herauszusuchen oder gar ein eigenes System zu basteln. Vielleicht ist die Reserve darauf zurückzuführen, daß in der Vergangenheit durch eine Verquickung der Argumentation Gebilde entstanden, die weder dem archäologischen noch dem geologischen Sektor nutzten. Es kommt noch hinzu, daß fatalerweise gute geologische Profile und unsere Stratigraphien einander zu meiden scheinen.

Ein wichtiger Punkt ist die statistische Erfassung des Materials bzw. ihr in der Besprechung kritisiertes Fehlen in meiner Arbeit. Der zunächst unternommene Versuch, das mitteleuropäische Material nach dem System von F. Bordes aufzunehmen, mußte scheitern, da in Mitteleuropa andere Formen vorkommen und wichtig sind als in Südwest-Frankreich. Eine Modifikation, etwa wie K. Valoch sie für sein Material „zwischen Mittelpaläolithikum und Jungpaläolithikum“ versucht hat, hätte versucht werden können. Ich glaube jedoch nicht, daß diese Art der Materialerfassung weiterführt. Das betrifft nicht die Veranschaulichung einzelner Komplexe durch Diagramme und dgl., sondern den Vergleich von Komplexen miteinander aufgrund graphischer Darstellungen, in die die erkannten „Typen“ ohne Rücksicht auf ihre unterschiedliche Wertigkeit eingehen. Bereits die Klassifikation eines Materials nach Typen ist im Mittelpaläolithikum eine Vergrößerung und Vereinfachung der tatsächlich vorhandenen Variationsbreiten. Wenn ein Komplex in dieser Weise ausgezählt wird und die Ergebnisse in einer Kurve dargestellt werden, so wird damit eine Exaktheit vorgetäuscht, die niemals vorhanden ist. Dieser Fehler summiert sich beim Vergleich mehrerer graphischer Darstellungen miteinander. Dabei ist von der unterschiedlichen Wertigkeit der abgetragenen Einzelformen, die alle gleichwertig in die Kurve eingehen, noch gar nicht gesprochen worden.

Der Grund für diese Mißlichkeit liegt darin, daß im mittelpaläolithischen Material die Merkmale eines Typs nicht ausgeprägt genug sind. Jeder „Typ“ ist eine Kombination von Merkmalen, eine Art „geschlossener Fund“. Als einfaches Beispiel: ein einfacher Schaber mit konvexer Arbeitskante an einem Levalloisabschlag. Dieses Stück hat z. B. folgende Einzelmerkmale: Rohmaterial, Schlagflächenform, Schlagflächenfacettierung, Art und Anzahl der dorsalen Negative, Größe des Stücks, Form und Lage der Arbeitskante, Art der Retusche. Alle diese Merkmale können in ganz unterschiedlicher Weise miteinander kombiniert sein. Die Einzelmerkmale werden jedoch völlig vernachlässigt, indem nur die Lage der Arbeitskante für die Zuweisung zu einem „Typ“ eine Rolle spielt. Liegt die Arbeitskante quer zur Schlagrichtung, so ist es ein neuer Typ (Breitschaber), auch wenn alle anderen Merkmale die gleichen sind. Wenn umgekehrt ein amorpher Krustenabschlag eine konvexe Arbeitskante in Schlagrichtung besitzt, so ist es ein einfacher Schaber wie das zuerst angenommene Beispiel. In dieser Art der Statistik bleibt ferner das gesamte umfangreiche, nicht zu Werkzeugen retuschierte Material unberücksichtigt.

Ein mittelpaläolithisches Inventar müßte jedoch charakterisiert werden durch die Summe der in ihm enthaltenen Einzelmerkmale und durch die Art und Weise ihrer Kombination. Um diese Arbeit durchzuführen, war das Material in der Tat zu umfangreich. Seine Auswertung ist dann auch nur mit Hilfe einer Rechenanlage durchführbar. Eine entsprechende Arbeit habe ich begonnen, und ich nehme den Vorschlag von G. Freund, ihre Ergebnisse in „Quartär“ darzustellen, gerne an.